„Mit angezogener Bremse ist schlecht fahren!" Die Wahrheit dieses alten Spruches erweist sich auch in unserem geschwindigkeitstollen Jahrhundert täglich aufs neue.

Nach kurzer Fahrt schon wurden die Insassen des Wagens durch scharfen Brandgeruch beunruhigt.

„Es brandet?" fragte Mr. Homespun.

„Ja, es riecht so, und der Wagen zieht überhaupt nicht mehr!" meinte Ciffy. „Du hast ihn sicher überanstrengt, Mama!"

„Findest du es eigentlich interessant, dauernd mit angezogener Handbremse zu fahren?" fragte Ferdi, der als erster die wahre Ursache des Uebelstandes erkannt hatte.

Das war für Frau Sonst das Signal, Ciffy mit äußerster Energie zum Halten aufzufordern. „Ihr seid wirklich ganz unverantwortlich, Kinder!" sagte sie empört. „Man kann euch ja keine Sekunde unbeaufsichtigt —"

„Warum sprichst du eigentlich immer von ‚uns'?" unterbrach sie Ferdi beleidigt.

„Sei sofort ruhig!" sagte Frau Sonst mit Nachdruck. „Aber das eine sage ich dir: Solche Unternehmungen sind das reine Gift für den Wagen und für eure Nerven. Wir werden das nicht so bald wiederholen!"

Ingenieur Plotnikow

Zeitbild von Ferdinand M. Gokum

Der sowjetrussische Ingenieur Fjodor Plotnikow arbeitete in der technischen Leitung des Steinkohlenbergbaubezirkes Stalino.

Sein Direktor sah, wie der junge Mensch sich einsetzte, und nahm gern Kenntnis von den Verbesserungen, die Plotnikow hier und dort in den Schächten eingeführt hatte. Es waren wirkliche Verdienste, die sich Plotnikow erworben. Und sein Direktor drückte ihm dafür die Hand und sagte, daß er diesen vorbildlichen bolschewistischen Einsatz melden werde.

Aber dieser Direktor hieß Turbiner. Ein Name, den er von „Turbine" abgeleitet hatte. Ein schöner Name für einen roten Fabrikdirektor. Früher hatte Direktor Turbiner schlicht und jiddisch Katzmann geheißen. Das soll nicht bedeuten, daß Katzmann-Turbiner ein Jude ist. Nein! Ein Bolschewist ist weder Christ noch Jude, er ist ein Bolschewik! So sagt man! Aber Turbiner freute sich doch, daß man ihm den Katzmann ansah. Es war eine gute Empfehlung!

Am Rande gesagt: Turbiner meldete wirklich „bolschewistischen Einsatz" in dem von ihm verwalteten Bezirk. Aber er nannte nicht Plotnikow. Turbiner lobte immer nur Turbiner!

Eines Tages ließ er Plotnikow zu sich rufen. Er drückte ihm warm die Hand. Plotnikows breites, gutmütiges Gesicht strahlte darob wie ein geschmirgelter Samowar. „Genosse Plotnikow!" rief Turbiner. „Ich freue mich, daß ich eine ehrenvolle Aufgabe für Sie habe! Passen Sie gut auf! — Man schickt uns einen Helden der Arbeit her! Den berühmten Hauer Ermatschok! — Sie haben doch Ermatschoks Bild schon in der Presse gesehen ... Ermatschok ist ein Rekordmann unter den Stachanowzy! Er hat in einer Schicht 300 Tonnen Steinkohle geliefert!"

Plotnikow lachte. „Aber Genosse Direktor! Das ist ja unmöglich. Wie kann ein Mensch 300 Tonnen Kohle in einem Tage hauen!"

„Allerdings hatte Ermatschok zehn Mann hinter sich, die er mit dem Preßlufthammer anführte!" gab Turbiner zu. „Doch das tut nichts zur Sache. Ein Rekord bleibt es doch. Und bei uns will und soll er diesen Rekord überbieten! Die Vorteile sind leicht einzusehen! Es wird ein gewaltiger Ansporn von dieser Leistung ausgehen. Der Eifer aller Arbeiter steigert sich. Stalino wird berühmt! Und wir, Genosse Plotnikow, werden bei den Ehrungen nicht vergessen werden. Also ich rechne auf Sie und Ihre Intelligenz!"

„Was soll ich tun?"

„Sie werden den Schacht und die Sohle ausfindig machen, die für den Rekordversuch am besten geeignet ist. Erproben Sie, wo das Gestein nur so aus der Ader purzelt, wenn der Preßlufthammer angesetzt wird. Das ist Ihre Aufgabe, Genosse!"

Plotnikow begriff. Er lebte selbst zu sehr in diesen Methoden, um ihren Widersinn noch als Widersinn zu empfinden. Er überlegte. „Aah, ich weiß, Genosse Direktor! Im Schacht 204 befindet sich eine Sohle, die so beschaffen ist, daß man aus ihr wirklich sehr viel Gestein herausholen kann. Aber ich habe die Arbeit dort einstellen lassen. Es besteht Einsturzgefahr! Nur sehr sorgfältige Vorarbeiten schaffen eine kleine Sicherheit! Und ob ich dafür das geeignete Material erhalten kann, ist eine Frage!"

„Diese Sohle nehmen wir", brüllte Turbiner. „Keine Widerrede! An die Vorarbeiten, Genosse! Uebermorgen trifft der Rekordmann Ermatschok ein." — „Unmöglich, Genosse Direktor!"

„Ich habe befohlen, Genosse Ingenieur! Die Vorarbeiten beginnen sofort! — Außerdem suchen Sie die zehn kräftigsten Hauer aus, die Ermatschok folgen können."

Plotnikow wußte, daß er hier nur gehorchen konnte, und führte die Befehle aus, so gut er konnte. Aber als Ermatschok eintraf, trat Plotnikow vor und meldete: „Der Rekordversuch kann noch nicht stattfinden, Genosse Direktor. Es knistert im Gestein. Ich kann keine Verantwortung übernehmen."

„Sie sind verrückt! Die Sache muß klappen! Haben Sie jemals derartiges von einem Bolschewik gehört, Genosse Ermatschok?"

Der Rekordmann Ermatschok, der Liebling der Sowjetpresse, lachte mit seinem ganzen riesigen Körper: „Was, Ingenieur, das Gestein knistert? Dem Gestein werden wir die Sabotage austreiben. — Ich will meinen letzten Rekord brechen! 400 Tonnen müssen heraus aus der Sohle!"

Die Arbeit begann. Der Berg erzitterte. Ermatschok rannte den Preßlufthammer in den Leib der Erde und riß die schwarzen Blutkristalle heraus. Und hinter ihm arbeiteten zehn Mann wie die Tiere. In sechs Stunden waren 350 Tonnen gefördert.

Aber vor Turbiner stand ein bebender Plotnikow. „Aufhören, abbrechen!" ächzte der Ingenieur. „Sofort! Es singt im Gestein! Es knarrt und knistert! Jeden Augenblick kann eine Katastrophe eintreten. Elf Menschen in Lebensgefahr! — Genosse Direktor, hören Sie doch auf mich!"

„Nein! Scheren Sie sich in den Schacht!"

Plotnikow hätte am liebsten zugeschlagen. Er sah zum ersten Male, daß Turbiners Gesicht eine Fratze war. Er raste zum Schacht und fuhr ein. Er horchte die Wände der Sohle ab. Von vorn drang der Lärm der irrsinnigen Rekordarbeit.

Plotnikow sprang in die Sohle. „Schluß!" schrie er. „Stoppen! Alle Mann zurück!"

Im nächsten Augenblick brüllte der Berg auf. Ein Schlag warf den Ingenieur zu Boden. Alles um ihn war Staub und Schwärze. Das Licht erlosch. Die Erde bebte. Donnernd stürzte die Sohle ein.

Plotnikow riß sich aus den Trümmern empor. Er kroch zurück. Blutend leitete er das Rettungswerk ein. Es war nichts mehr zu retten.

Plotnikow taumelte auf das Direktionsgebäude zu. Blut rann ihm übers Gesicht. Er dachte nur: Turbiner! Er sah nur: zehn Hauer und den Dummkopf Ermatschok!

Er stieß die Tür zu Turbiners Büro auf, sah den Juden telefonierend hinter seinem Schreibtisch sitzen, so ruhig, als sei nichts geschehen. Zorn schoß in Plotnikow hoch. Mit geballten Fäusten fuhr er los. „Sie sind schuld, Turbiner! Ich habe gewarnt. Jetzt sind sie alle tot!"

Was dann geschah, begriff Plotnikow nicht. Er hatte auch nicht mehr lange Zeit zum Nachdenken. Er fühlte sich plötzlich links und rechts an den Armen gepackt und blickte entsetzensstarr in die Gesichter von GPU-Beamten der Werksleitung.

„Einstweilen sicherstellen!" hörte er Turbiner befehlen. „Ich erstatte sofort Meldung. Diesem Schädling wollen wir das Handwerk legen!"

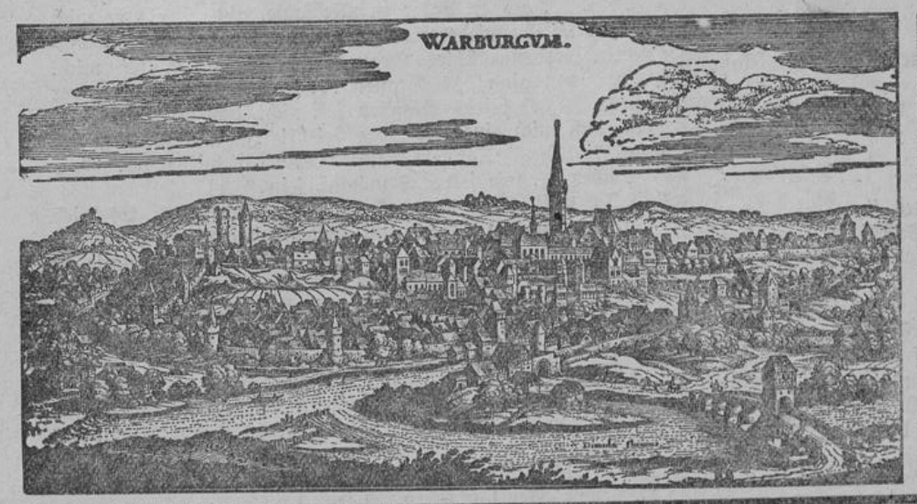
Es wurde dunkel vor Plotnikows Augen. Die GPU-Soldaten schleiften einen Bewußtlosen hinaus.

Nach drei Tagen war Plotnikow verurteilt und erschossen.

Und die Sowjetpresse schrieb: „Das Grubenunglück in Stalino ein Vorstoß der Feinde der Stachanow-Bewegung! — Ingenieur Plotnikow als Saboteur entlarvt und gerichtet!"

Haare
Fernruf 218
Kundendienststelle
Haarpflege K. Schneider
Wiederhersteller.
Sicherung. Sichere
extra stark 2.40.
gegenüber der Post
K. Schneider.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 84 — 29. Oktober 1938 — 12. Jahrgang

„Hotel zu den Domspatzen"

Roman von Wolfgang Marken

Korrespondenz-Verlag Fritz Mardicke, Leipzig C 1

36)

„Hinaus ... hinaus ...!" entgegnet Robert von Kahr stammelnd. „Die Decke ... das Haus ... erdrückt mich ... ich muß ... in Gottes ... Gottes freie Natur! Ich muß ... meinem Herrgott ... danken! Doktor Eck ... ich ... ich habe mit Gott gehadert ... ich ... ich habe allen Glauben von mir geworfen ... und Gott ist doch ... so gütig ... so gütig!"

Dr. Eck steht noch immer fassungslos. Er sieht den Geheimrat durch den Vorgarten gehen. Sieht, wie sich seine Gestalt langsam strafft, wie er sich reckt und die Arme hoch zum Himmel erhebt!

Was ist geschehen?

Er läuft ins Krankenzimmer. Richard schläft. Keine Veränderung ist zu spüren.

Dr. Eck weiß nicht, was er davon halten soll.

Was hat Robert von Kahr so maßlos seelisch erschüttert?

* * *

Robert von Kahr läuft in der Sonne.

Er denkt und grübelt nicht, er fühlt nur, daß mit einem Male das Leben wieder zu ihm gekommen ist.

Er fühlt: Richard lebt! Einen Sohn hat mir das Schicksal gelassen!

Eine unsagbare Freude, eine tiefe Dankbarkeit erfüllt ihn. Er spürt nicht, wie der Atem knapp wird, als er mit raschem Schritt die Anhöhe nimmt.

Er lebt wieder ... jetzt, da er weiß, Richard ist ihm zurückgegeben. Er atmet wieder einmal bei vollem Gefühl und Bewußtsein die herrliche Bergluft.

Oben auf der Höhe bleibt er stehen und schaut ins Tal.

Und in seiner trunkenen Freude rührt ihn der schöne Anblick fast zu Tränen. Alles ist gelöst in ihm, eine wohltuende Weichheit und Wärme erfüllt ihn.

Er blickt empor zum Firmament und sieht, wie sich die Lerche emporschraubt. Er hört den Gesang der Vögel um sich, beobachtet ein Rotschwänzchenpaar.

Wie seltsam ist das alles wieder!

Er spürt, daß er lebt, nicht nur, daß er da ist. Seine Sinne, seine Seele ... alles ist wieder wach geworden.

Und weiter wandert er seinen Weg. Mit halbgeschlossenen Augen schreitet er ins Tal, ohne zu denken und zu überlegen.

Vielleicht will er's auch nicht, vielleicht zwingt er sich unbewußt.

Die Leute von Pinnigau sehen den Geheimrat erstaunt an. Sie spüren die große Veränderung, die mit ihm vorgegangen ist, und wissen sie nicht zu deuten.

Sie stecken die Köpfe zusammen und tuscheln.

Wahrlich, wüßten sie von dem großen Wunder, daß er erlebt hat, sie würden ihn verstehen.

Er war in seinem Leben kein Kirchengänger, der Geheimrat von Kahr, aber als er in dieser Stunde an dem Kirchlein von Pinnigau vorbeikommt, da treibt es ihn doch hinein.

* * *

Als er die schwere Kirchentür aufschlägt, da bleibt er stehen und lauscht.

Die Domspatzen singen!

„Jesu Christi, Gottes Sohn,
Schenk uns deine Gnade ..."

singen die reinen Kinder- und Jünglingsstimmen, und der alte Geheimrat sieht gebeugten Hauptes und faltet die Hände.

Erinnerungen steigen aus verschütteten Tiefen wieder auf. Der ergreifende Gesang der Domspatzen schlägt eine Brücke, eine lange, ewig lange Brücke zurück in die eigene Kindheit.

Alles, was längst vergessen ist, erwacht wieder in ihm.

Er stolpert vorwärts durch die dämmerige Kirche und sinkt unweit des Altars auf einer Bank nieder.

„Laß uns tragen deine Kron'
Auf dem Lebenspfade."

Der alte fromme Kinderglaube kommt wieder in seinem Herzen, und alle Gefühle der Kindheit begreift er jetzt wieder, jetzt, da er an der Schwelle des Greisenalters steht ... jetzt, da ihm das große Wunder offenbar geworden ist.

„Daß wir uns're Erdenlast,
Mögen leichter tragen,
Wir sind nur auf Erden G[illegible]

In den kurzen Tagen.
Denn die kurze Erdenzeit
Gehet schnell vorüber,
Nimmst uns in die Ewigkeit
Dann zu dir hinüber."

* * *

Mit leuchtenden Augen blickt der alte Robert von Kahr empor zum Chor, als blicke er zu Gott.

Seine Lippen flüstern, sprechen nach, was die Domspatzen eben gesungen haben.

Machtvoll schwillt der Chor an.

Peter Waldbauers tiefe, wohllaute Stimme, [illegible] die Gläubigkeit eines reinen Herzens leuchtet, singt:

„Wir sind nur auf Erden Gast!"

Und die zarten Kinderstimmen fallen ein:

„Nur auf Erden Gast!"

Und wie ein Aufschrei einer Seele klingt es jetzt, als des Domkantors Stimme in edlem Glanze erstrahlt:

„Nur Gast! Nur Gast auf Erden!"

Und alle Stimmen vereinigen sich dann wieder, und die Fülle der Harmonie strömt durch den Raum.

Robert von Kahr legt das Haupt auf das harte Pult, auf dem sonst das Gebetbuch liegt.

Und das Leid der vielen bitteren Jahre verklingt in ihm, wie oben die Orgel leise verklingt.

* * *

„Herr Domkantor . . .!"

Stephan Inniger nimmt die Hände herunter. Ihm ist, als wenn er aus einem Traum erwache und nur langsam zur Erde zurückkehre.

„Bertl! Was ist?"

„Der Großvater . . . sitzt unten in der Kirchen . . . und es schaut aus . . . als ob er weint."

Der Kantor erhebt sich bestürzt und tritt an den Rand des Chores, schaut hinunter. Seine Augen müssen sich erst an das Dämmerlicht gewöhnen.

Aber jetzt erkennt er ihn.

Verwirrt starrt er auf Robert von Kahr, der zusammengesunken auf einer Bank kniet. Er betet.

Da wendet sich der Domkantor wieder seinen Domspatzen zu und sagt:

„Ludwig, prob' den Choral noch einmal durch, damit alles richtig sitzt. Übernimm einstweilen den Chor."

Er steigt hinunter in den Kirchenraum und tritt befangen auf den Geheimrat zu.

Kahr hat ihn kommen hören und sieht zu ihm auf.

„Herr Geheimrat . . .!"

„Herr Domkantor . . .!" spricht der alte Arzt leise. „Ich . . . bin wieder . . . fromm . . . fromm geworden . . . jetzt . . . in dieser Stunde! Ich habe ein Wunder erlebt, Herr Domkantor! Glauben Sie . . . an Gottes Wunder?"

„Ich glaube!" antwortet Stephan Inniger.

Plötzlich zuckt der Geheimrat zusammen. Er denkt daran, daß Anna sich zu dem Domkantor gefunden hat, nicht ahnend . . . daß der Tod den Gatten wieder zurückgeben werde.

Und ein Erschrecken geht über seine Züge. Angstvoll hängen seine Augen an dem Domkantor, den er so hochachten gelernt hat.

„Herr Domkantor . . . Domkantor . . . Sie . . . lieben Anna! Ja . . . es ist doch so! Sie lieben Anna! Sie dürfen . . . dürfen Anna nicht lieben!"

„Ich habe ein Recht vor Gott und den Menschen!" entgegnet Stephan Inniger fest. „Niemand wird mich hindern, Anna zu lieben . . . und heimzuführen!"

„Es gibt ein . . . ein stärkeres Recht, Herr Kantor! Das Gattenrecht ist stärker, Herr Domkantor!"

„Richard ist tot!"

„Richard . . . lebt!" Er würgt es förmlich heraus, und sein Blick hängt angstvoll an den Zügen des Domkantors.

Stephan Inniger ist zumute, als greife eine eiskalte Hand nach seinem Herzen. Er wird totenblaß.

„Richard . . . lebt?" stößt er hervor.

„Ja! Ja! Ja! Er lebt! Der Tod hat mir meinen . . . jüngsten Sohn zurückgegeben! Ist das nicht Gottes Wunder? In meinem Hause ist er! Richard Rogaller . . . ist mein Sohn!"

Seine Worte überstürzen sich fast, als er weiterspricht.

„Als . . . als er Vater zu mir sagte, als . . . als er mich . . . als ich ihn wiedererkannte, da glaubte ich, daß ich wahnsinnig werden müßte. Grauen und Freude packten mich! Aber dann ging das Grauen . . . und das große Wunder blieb! Ja, es blieb! Glauben Sie nicht, daß ich wahnsinnig bin, daß mich eine fixe Idee belebt! Ich bin so klar, wie nur ein Mensch klar sein kann! Richard ist wieder da!"

„Aber . . . wie soll das möglich sein?"

„Ich weiß nicht, wie das Schicksal gespielt hat. Es wird sich klären lassen! Ja, es wird geklärt werden! Aber das . . . kommt in zweiter Linie! Richard ist da! Annas Gatte ist zurückgekehrt! Und . . . Sie müssen auf Anna verzichten!"

Der Domkantor spricht kein Wort. Totenblaß sind seine Züge, er steht wie erstarrt. Seines Lebens große Hoffnung bricht in sich zusammen.

„Das Gattenrecht ist heiliges Recht!"

Der Domkantor schleppt sich wieder empor zum Chor. Alles ist wirr in seinem Kopfe. Er ist keines klaren Gedankens fähig.

Und als er wieder vor dem Orgelbrett sitzt, da verschwimmen die Tasten vor seinen Augen.

Der Gesang der Domspatzen wird leiser, bricht ab. Angstvoll sehen sie auf den geliebten Domkantor. Der Liebstöckl steht erschrocken.

Er geht langsam zum Domkantor, um die Bälge wieder zu treten, wenn es notwendig ist.

Der Domkantor winkt ihm, es zu tun. Wie bleich er ausschaut, als wenn alle Freude in ihm erloschen ist.

Und dann zieht er die Register, und die Orgel klingt auf wie in einem verzweifelten Schrei des Schmerzes. Die Töne jagen und hetzen, schreien auf und klingen in sich zusammen.

Die Domspatzen verstehen ihren Meister nicht.

Was ist geschehen?

Langsam wird das Spiel ruhiger, stiller, und plötzlich spielt der Domkantor sein Lied, das die Domspatzen so lieben:

„Es kommt die Nacht gegangen,
Gibt allen Müden Ruh',
Den Starken und den Bangen,
Sie deckt sie alle zu."

Unwillkürlich beginnen die Domspatzen zu singen, aber plötzlich bricht die Orgel mit einem Mißklang jäh ab, und der Domkantor sinkt förmlich über dem Orgelbrett zusammen.

Der Liebstöckl sieht mit weit aufgerissenen, angstvollen Augen auf den geliebten Domkantor, die Domspatzen drängen näher.

Er wendet ihnen den Rücken zu, sie sehen nicht, wie er die Zähne zusammenbeißt und sehen nicht, wie er innerlich schluchzt.

„Herr Domkantor . . .!" Der Bertl spricht's und ist dicht zu Stephan Inniger getreten.

Stephans Lippen zittern, als er das Kind ansieht. Er streicht ihm mit einer wehen Gebärde über das braunhaarige Gelock.

Dann reißt er sich zusammen.

„Ist . . . schon gut, Buben! Gibt auch Schmerzen . . . für euren Domkantor!"

Und als er sich erhebt, da sehen sie in seine schönen Züge, die den Stempel tiefsten Leides tragen.

Aber er geht aufrecht und gereckt wie immer, sehr er auch noch mit sich kämpfen muß.

* * *

Die Domspatzen wandern heim. Sie sind seltsam bedrückt, fast traurig. Was ist geschehen? Wer hat ihrem Domkantor wehe getan?

Die Buben zerbrechen sich den Kopf und sinnieren. Sie möchten ihm so gern helfen, ihm, der immer gütig und hilfsbereit zu ihnen war.

Am schwersten getroffen ist der Liebstöckl, dessen Leben um den Domkantor kreist, der ihm Lebensinhalt geworden ist.

Der Domkantor aber geht schweigend am Ende [illegible] Schar zusammen mit dem Geheimrat.

Robert von Kahr will Anna alles sagen.

Aber jetzt, auf dem Wege nach Luisenthal, ist er ruhiger geworden, und er denkt an das Entsetzliche, daran . . . wie krank Richard ist. Wird er leben? Oder . . . nicht! Wird er, wenn er am Leben bleibt, nicht nur ein Krüppel sein?

Und mit einem Male wird der Arzt in ihm wach. Er will sich an die Hoffnung klammern, er will hoffen, will glauben, daß Richard wieder gesunden kann, aber der Arzt ist unbestechlich, und Robert Kahr weiß, daß die Hoffnung . . . sehr klein ist.

Soll der Sohn als Krüppel hinvegetieren?

Nein, nein! Nur das nicht! Schlimmer als der Tod wäre ihm das.

Und mit einem Male wird er sich darüber klar, welch unsagbares Elend über Anna käme, wenn sie an einen Krüppel, einen geistigen Krüppel gebunden wäre.

Und er weiß, daß er es Anna **nicht** sagen kann, daß er abwarten muß.

„Herr Domkantor", beginnt er plötzlich zu sprechen, „ich . . . ich bin mit Ihnen gegangen . . . weil ich . . . Anna . . . alles sagen wollte. Aber ich kann's nicht! Noch . . . nicht, Herr Domkantor! Und . . . Sie dürfen ihr noch nichts sagen! Sie müssen warten, bis die Stunde kommt!"

Stephan versteht ihn nicht.

Doch plötzlich begreift er.

„Gut, ich werde schweigen, so schwer es mir auch fällt! So bitter schwer."

(Fortsetzung folgt)

Der Ausflug

Erzählung von Herbert v. Nostiz

Am Sonntag, um 9 Uhr 30 vormittags, versammelten sich zum äußersten entschlossene Teile der Familie Sonst zusammen mit ihrem Gast, dem jungen Mr. Homespun, auf der Straße vor der Familienbehausung. „Wo bleibt nur Cissy?" sagte Frau Sonst, während sie am Steuer des kleinen Kraftwagens Platz nahm und ungeduldig auf den Starter trat. „Sie könnte wirklich etwas pünktlicher sein!"

„Cissy zieht sich wahrscheinlich noch an", meinte ihr Sohn, der lange, fischäugige Ferdi. „Anziehen scheint überhaupt das einzige zu sein, was sie wirklich interessiert!"

Energisch kurbelte Frau Sonst ein Fenster des Wagens herunter. „Cissy — Cissy!" rief sie mit der Lautstärke einer Schiffssirene zum Haus herüber. „Komm sofort!"

In diesem Augenblick öffnete sich explosionsartig ein Fenster im zweiten Stock, und es zeigte sich das gerötete Gesicht einer erzürnten Hausfrau. „Ruhe am Sonntagmorgen!" schrie sie so laut, daß es über Straßen und Plätze schallte.

Frau Sonst, die keineswegs auf den Mund gefallen ist, hatte schon eine ziemlich gepfefferte Antwort auf der Zunge, als sich die Haustür öffnete und Cissy mit dem Gesicht einer unschuldig Leidenden den Kriegsschauplatz betrat. „Bist du nur sehr bös, Mumsilein?" fragte sie mit mädchenhaftem Augenaufschlag. „Ich wußte nicht, ob ich das blaue Leinen oder das weiße Pikee anziehen sollte. Schließlich entschied ich mich dann für das neue Blau-Weiße."

„Also los, setz' dich neben mich", sagte Frau Sonst. „Du kannst dann Mr. Homespun die Landschaft erklären. Nachher werden wir zusammen das Neue Palais in Potsdam besichtigen. Sie sitzen bequem, Homespun?" fragte sie den freundlich aussehenden jungen Mann, der hinter ihr saß.

„Dies ist Wannsee", sagte Cissy einige Minuten später. „Wannsee — a village near Berlin. — Kannst du nicht noch etwas mehr links fahren, Mama?"

„Ich fahre vollständig rechts. Deine Art ist wirklich ganz unerträglich heute!"

„Ihr könnt euch ja vielleicht beim Fahren abwechseln", meinte Ferdi sarkastisch. „Schichtwechsel sozusagen."

„Um keinen Preis der Welt!" sagte Frau Sonst. „Das hätte gerade noch gefehlt!"

„Is this the Autobahn?" mischte sich Homespun in das Gespräch ein.

„Nein, dies ist der Kilometerberg. — Sis is se Mauntän of se Kilometers", sagte Ferdi.

In der Nähe des Neuen Palais in Potsdam, wo eine schöne Wiese mit schattigen Laubbäumen den staubigen Wanderer zur Rast einlädt, hielt der Sonstsche Wagen. Kurz darauf hatten sich Frau Sonst, Mr. Homespun, Cissy und Ferdi mit dem Eßkorb zum Picknick niedergelassen. Ein gewaltiger Insektenschwarm versuchte erfolgreich, sich an der Mahlzeit zu beteiligen.

„Ist es nicht wie an der Riviera?" fragte Frau Sonst, die fühlte, daß eine aufmunternde Bemerkung am Platz war.

„Ja, ganz wie an der Riviera. Wirklich wunderbar!" sagte Ferdi, während er eine der zahlreichen Stechfliegen in bessere Jagdgründe zu befördern trachtete. „Es erinnert mich ganz an —"

Ein furchtbarer Schrei unterbrach ihn. Cissy hatte soeben mit einigem Schwung ein Glas Himbeersaft über ihr geliebtes blau-weißes Kleid ausgegossen. Und schon schnellte sie leichtfüßig wie eine Gazelle über den Rasen dorthin, wo durch grünes Laub hindurch die Fassade des Neuen Palais herübergrüßte.

„Ist sie tobsüchtig geworden?" fragte Ferdi verwundert.

„Laß das Kind nur", sagte Frau Sonst mit fraulichem Verständnis. „Sie will natürlich irgendwo Wasser für ihr Kleid holen."

Nach einer halben Stunde war Cissy noch nicht zurückgekehrt. Der ritterliche Mr. Homespun erbot sich dazu, auf die Suche nach der Verlorenen zu gehen. Ferdi folgte ihm — wenn auch mit innerem Widerstreben. Wie durch ein Wunder gelang es der Suchexpedition schon nach kurzer Zeit Cissy in einer nahen Gartenwirtschaft zu entdecken, wo sie sich mit Sahneeis von der furchtbaren Angst um das inzwischen wieder gesäuberte Blauweiße zu erholen versuchte.

Die besorgte Frau Sonst hatte sich schon zu dem Entschluß durchgerungen, nunmehr die Polizei zu benachrichtigen, als Ferdi und Homespun mit Cissy zum Lagerplatz zurückkehrten. „Wenn man euch auch nur eine Sekunde lang aus dem Auge läßt, seid ihr wie fortgeweht, Kinder!" sagte sie mit leichtem Tadel. „So, und nun packt sofort die Picknicksachen zusammen! Wir wollen uns jetzt das Neue Palais ansehen."

Als sie vor dem Portal des Schlosses eintrafen, hatte sich dort schon die übliche Armee von Schloßbesichtigern eingefunden. Neben vielen anderen bemerkte man auch: Eine zahlreiche Familie aus USA. — Ein Mann mit einem sechs Zentimeter-Kinn und Blumenkohlohren aus USA. — Studienräte aus dem Rheinland. — Römische Kaufleute. — Ein Japaner. —

Cissy schien sich besonders für einen jungen Mann zu interessieren, der als besonderes Kennzeichen eine große Säbelnarbe auf der linken Backe trug. „Sieh mal", sagte sie zu Ferdi, während sie mit dem Zeigefinger auf den Gegenstand ihres Interesses deutete. „Sieht er nicht genau so aus wie eine Dickrübe?"

Die „Dickrübe" räusperte sich und schoß einen gefährlich drohenden Blick auf Ferdi und seine Schwester ab.

„Ich muß dich wirklich sehr bitten, etwas weniger albern zu sein!" sagte Ferdi mit einiger Schärfe.

„Die Herrschaften zur Besichtigung bitte!" rief in diesem Augenblick der Führer mit der blauen Mütze.

Es ist viel darüber gesprochen und geschrieben worden, daß die Besichtigung von Schlössern so ziemlich das Anstrengendste ist, was man sich vorstellen kann. Die Menge hatte gerade das erste Drittel des Führungsweges zurückgelegt, als Ferdi plötzlich von einem Gähnkrampf befallen wurde und gleichzeitig das Verlangen in sich spürte, sich auf eines der zahlreichen Betten niederzulassen um kurzer Ruhe zu frönen. Mit eiserner Selbstbeherrschung überwand er diesen Schwächeanfall. Auch Frau Sonst und Cissy sowie Mr. Homespun wurden allmählich von jener gesunden Mattigkeit befallen, die sich sonst eigentlich nur nach harter körperlicher Arbeit einzustellen pflegt.

Nur so ist es zu erklären, daß Frau Sonst schließlich dem verstärkten Drängen ihrer Tochter nachgab und ihr die Führung des Wagens für die Heimfahrt anvertraute.